

General-Anzeiger

Vergische Nachrichten
Wuppertaler Nachrichten

der Stadt Wuppertal

Vergisch-Märkische
Zeitung

Verlag W. Girardet, Wuppertal-Elberfeld

Nr. 231 — 57. Jahrgang

Samstag/Donnerstag 2./3. Oktober 1943

Einzelpreis 15 Pfg.

1464 Sowjetflugzeuge im September vernichtet

Nur örtliche erfolglose Sowjetangriffe bei Saporoschje / Neapel planmäßig geräumt
Terrorangriff auf Hagen / 24 Feindbomber abgeschossen

DNB. Aus dem Führerhauptquartier, 2. Oktober. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Südöstlich Saporoschje führte der Feind unter dem Eindruck seiner schweren Verluste bei den gescheiterten Großangriffen der letzten Tage nur einige örtliche erfolglose Angriffe.

Am mittleren Dnepr gehen die Kämpfe um die Brückenköpfe des Sowjets weiter. Bei diesen Gegenangriffen wurden mehrere feindliche Kampfgruppen zerstört.

Von der übrigen Ostfront wird nur aus dem Mittelabschnitt lebhafteste Kampfaktivität gemeldet. Im Monat September wurden von der Luftwaffe und dem Heer an der Ostfront 1464 Sowjetflugzeuge vernichtet.

In den Kämpfen im mittleren Frontabschnitt bewährten sich in den letzten Wochen besonders die Schlafsche 102, die niedersächsischen 216. und die Thüringisch-heffische 299. Infanterie-Division.

In Südtalien griff der Feind nur mit kleineren Abteilungen entlang der Straße am Vesuv und am Vesuvrand der Ebene von Foglia ohne Erfolg an. Nur um eine Einbruchsstelle nördlich Foglia wird noch gekämpft. Die Zurücknahme unserer Truppen auf eine vorbereitete Gebirgsstellung verläuft planmäßig.

Nach gründlicher Zerstörung aller kriegswichtigen Einrichtungen in Neapel und dem Abtransport der Versorgungsgüter wurde die Stadt dem vorfristig folgenden Feind überlassen.

Im Mittelmeer beschädigten Kampffliegerverbände einen feindlichen Zerstörer und ein mittleres Handelsschiff durch Bombentreffer schwer.

Nordamerikanische Bomberverbände versuchten im Lauf des gestrigen Tages Ziele in Süddeutschland anzugreifen. Sie wurden durch starke Jagdabwehr schon weit vor der Reichsgrenze angegriffen, teilweise zum Bombenwurf über der See und zum Abbrechen gezwungen. Einzelne Verbände, denen es gelang, tiefer in deutsches Gebiet einzudringen, wurden hartnäckig verfolgt und größtenteils von ihren Zielen abgedrängt. Durch Bombenwürfe auf einige Orte entstanden Verluste unter der Bevölkerung und Schäden an Wohnhäusern.

In der Nacht zum 2. Oktober führten britische Bomber einen Terrorangriff auf rheinisch-westfälisches Gebiet durch. Vor allem in Hagen entstanden beträchtliche Schäden in Wohnvierteln und Verluste unter der Bevölkerung.

Nach den bisherigen Meldungen wurden bei diesen Einfällen 24 viermotorige Bomber abgeschossen.

Berlin, 1. Oktober. Noch eindrucksvoller als an den Vortagen war der Abwehrkampf der deutschen Waffen an der Front zwischen Melitopol und Saporoschje am 30. September, dem fünften Tage der in diesem Raum mit wachsender Erbitterung tosenden Schlacht. Diesmal hatte der Feind nicht weniger als vier Schützen-Korps, ein Panzer-Korps und ein mechanisches Korps aufgebaut, um den Durchbruch zu erzwingen. Fortgesetzt berannten die Schützenwellen und Panzerkräfte die deutschen Stellungen, die durch schwere Trommelfeuer zahlreicher Batterien und laufende Angriffe starker Schlachtfliegerverbände sturmt werden sollten. Immer wieder trieb der Feind seine Divisionen bald in breiter Front, bald unter Bildung örtlicher Schwerpunkte ins Feuer. Aber alle Anstrengungen blieben vergeblich. An der Tapferkeit unserer Soldaten und an der Unfähigkeit ihrer Führung brachen alle Angriffe unter schweren Verlusten für den Feind zusammen. An den 140 bei diesem Ringen erzielten Panzerabschüssen haben Grenadiere und Jäger, Panzerabwehrkanonen, aber auch Artilleristen und Flakartillerie gleichen Anteil.

Vorbildlich steht vor allem ein Jäger-Regiment, dem die Abwehr eines starken Angriffs dadurch gelang, daß es die feindlichen Panzer zunächst einbrechen ließ, dann aber die folgenden Infanteriewellen zerstückte und schließlich die durchgebrochenen Sowjetpanzer in der Tiefe des Hauptkampfgebietes vernichtete.

Die Luftwaffe entlastete die Heeresverbände durch Bombenangriffe gegen die sich wenige Kilometer hinter der feindlichen Front bereitstellenden und von den Aufklärern erkannten bolschewistischen Kräfte.

Auch am Dnepr-Knie konnten alle feindlichen Angriffe unter sehr beträchtlichen Verlusten für den Feind abgeschlagen werden. Die Ausfälle der Bolschewisten betragen bei den Kämpfen der beiden letzten Tage allein in diesem Raum nahezu 2300 Tote, über 430 Gefangene, 23 Panzer, 6 Geschütze, 154 Maschinengewehre, 78 Panzerbüchsen und weit über 1000 Maschinenpistolen und Gewehre.

Am mittleren Dnepr führten die Bolschewisten zahlreiche starke Angriffe mit örtlich begrenzten Zielen, die aber in wechselvollen Kämpfen abgeschlagen wurden. An einer Stelle, wo sich unsere Kräfte teilweise vom Feind lösten und den Fluß überquerten, fiel einer etwa 70 Mann starken, unter dem Kommando eines Dort-

munder Leutnants stehenden Kampfgruppe die Aufgabe zu, die Uferfestung einer Infanterie-Division zu sichern. Obwohl zwei Sowjet-Schwadronen angriffen und der Feind den kleinen Brückenkopf ständig mit schweren Waffen beschloß, hielten die Grenadiere die nachdrängenden Bolschewisten acht Stunden auf und brachten ihnen durch Feuerüberfälle auf kürzeste Entfernung schwere Verluste bei. Erst als sie ihre Aufgabe erfüllt und alle Teile der Division ihre neuen Stellungen bezogen hatten, zogen sie sich ebenfalls vom Feinde ab.

Im mittleren Abschnitt griffen die Bolschewisten ebenfalls an zahlreichen Stellen an, doch scheiterten auch hier die Vorstöße am zähen Widerstand unserer Truppen. Die Kampfaktivität war durch völlig verschlammte Straßen und Wege stark behindert. Nur westlich Demidow, wo Heeresverbände und Luftwaffenstützen in den letzten 14 Tagen 66 Sowjetpanzer abschossen, versuchte der Feind seinen Druck mit stärkeren Kräften aufrecht zu erhalten. Die Durchbruchversuche wurden jedoch in erbitterten Kämpfen unter Abschluß zahlreicher feindlicher Panzer abgewehrt.

Reibungslose Absekkungsbewegungen

Die 1000 Meter langen Dnepr-Brücken bei Krementschug gesprengt

Berlin, 2. Oktober. Während die deutschen Truppen in den vergangenen Tagen im Verlauf der vorgesehenen Absekkungsbewegungen an der südlichen Ostfront überall den Lauf des Dnepr erreichten, bildeten Teile unserer Divisionen vor der auf dem Ufer des Flusses gelegenen Stadt Krementschug zur Deckung der über die Dnepr-Brücken abziehenden Verbände einen starken Brückenkopf. Schon einige Zeit vor der Räumung der Stadt selbst war das Ziel des Feindes einwandfrei erkannt worden, mit massierten Kräften den sich auf die Stadt absetzenden deutschen Truppen den Rückzug zu verlegen. Durch mehrere kühne Unternehmungen einer Panzer-Grenadier-Division konnte die Absicht der Sowjets, die außerordentlich hohe Verluste in Kauf nehmen mußten, vereitelt werden. In dem

stählernen Schutz unserer Grenadiere war es den übrigen Divisionen möglich, sich ungehindert von dem nachdrängenden Feind zu lösen und auf den nahezu 1000 Meter langen Dnepr-Brücken das andere Ufer zu erreichen.

Alle kriegswichtigen Anlagen und Gebäude von Krementschug waren durch Vernichtungscommandos bereits zerstört worden, und auch die gesamte Bevölkerung hatte die Stadt gemeinsam mit den deutschen Truppen verlassen. Die zur Verteidigung des Brückenkopfes eingeleiteten Grenadiere schlugen noch am 29. September einen Gewaltvorstoß massierter feindlicher Infanterietruppen, die von 25 Panzertankwagen unterstützt waren, zurück. In härtesten Kämpfen hielten unsere tapferen Soldaten ihre Stellungen, bis die letzten schweren Waffen und die letzten

deutschen Fahrzeuge das jenseitige Dnepr-Ufer erreicht hatten.

In den Nachmittagsstunden des 29. September, als die Absekkungsbewegungen schon fast abgeschlossen waren, griff ein starker Verband sowjetischer Kampfflugzeuge die beiden Dnepr-Brücken an. Erst beim zweiten Anflug gelang es ihnen, einen Bombentreffer auf der einen Brücke zu erzielen, die noch kurz vorher dem Personen- und Fahrzeugverkehr gedient hatte. Die Eisenbahnbrücke blieb unverletzt. Über sie rollten die letzten Panzer und die nicht mehr zur Befestigung des Brückenkopfes benötigten Infanterie-Kompanien auf das Südufer des Flusses.

Als die Brücken dann frei waren, lösten Pioniere die vorbereiteten Sprengladungen. Unter gewaltigen Detonationen zerbarsten die schweren und breiten Fahrbahnen und versanken in den Fluten des Dnepr. Einzelne kleine aus Panzer-Grenadiern und Pionieren bestehende Sicherungskommandos hatten bis zuletzt auf dem Ufer die Brücken vor dem Zugriff des Feindes geschützt. Geleitet durch einen wirksamen Feuerriegel vom westlichen Ufer, konnten dann auch diese Gruppen auf Sturmbooten über den breiten Strom zum Gros folgen. Ohne nennenswerte Verluste haben die deutschen Truppen, indem sie eine in ihren weitestgehenden Teilen völlig zerstörte Stadt dem Feinde überließen, ihre befohlenen neuen Stellungen auf dem Westufer des Dnepr bezogen.

Zwei britische Zerstörer versenkt

Berlin, 1. Oktober. Der Erfolg deutscher Luftwaffenverbände bei dem bereits gemeldeten Angriff auf Schiffsziele in der Neaia am 26. und 27. September hat sich nach den neuesten Aufklärungs-ergebnissen noch beträchtlich erhöht. Es wurden nicht, wie vorher gemeldet, ein, sondern zwei britische Zerstörer versenkt. • Ferner wurde ein Handelsschiff durch Bombentreffer versenkt, ein Frachter brannte nach Bombenbomben, das Schiff vollständig aus, während ein weiteres Handelsschiff mit starker Schlagseite liegen blieb.

Verrat schlägt den eigenen Herrn

In diesen Wochen erhält die ganze Welt — soweit sie überhaupt in der Lage ist, das Wesentliche politischer Vorgänge zu verstehen — Aufklärung über die Wahrheit eines Tages, der von Kennern der Geschichte stets nachdrücklich verfochten worden ist und den wir auch an dieser Stelle unsern Lesern immer wieder vor Augen zu stellen versuchen. Jenes Tages nämlich, daß in schicksalsschweren Zeiten, wie wir sie durchleben, die Völker und ihre Führer die großen Entscheidungen auf sich zu nehmen haben, daß jeder Versuch, diesen Entscheidungen auszuweichen oder sie wenigstens zu vertagen, kläglich mißlingt und denen, die ihn unternehmen, die fürchterlichsten Enttäuschungen, ihren Völkern aber unermessliches Unglück, Schmach und Untergang bringt. Die Wahrheit, daß derjenige, der in den tosenden Kämpfen nicht männlich und hart unter Einsatz der letzten Kräfte jedem Gegner Trotz zu bieten gewillt ist, sondern sich feige beiseite schleichen und, in eine moralische Aderkranke gebückt, das Ungebetete vorüberlassen lassen möchte, das Spiel unfehlbar verliert: Diese Wahrheit wird durch die Ereignisse in Italien in einer Weise erhärtet, die selbst dem Beschränkten und Einfältigsten die Augen zu öffnen geeignet ist. Es mag in anderen Zeiten, in denen vielleicht dynastische Interessen, Machtverschiebungen oder Gebietsansprüche auf dem Spiel standen, möglich gewesen sein, diplomatische Auswege zu finden und Kriege abzuwehren. Wir aber stehen in einem Kampf, in dem es um Sieg oder Vernichtung geht und nur darum — und wer in diesem Kampf nur einen Atemzug lang daran denkt, das Schwert beiseite legen zu können, ehe die Entscheidung erlitten ist, der hat ihn schon verloren. Das lehrt die Geschichte des Verrats der Emanuel und Badoglio.

mit solchem Nachdruck, daß es angebracht erscheint, diese Seite des schwachen Kapitels noch einmal ins Licht zu rücken.

Es war weiß Gott nicht wenig, was die fauberen Herrschaften als Kaufgeld für die Fluchtmöglichkeit aus der ihnen vom Schicksal auferlegten Verantwortung anboten. Sie wollten Italien nicht nur mit waffenlosen Händen ausliefern, sie wollten es sogar mit einer Abrechnung über Nacht ins ägyptische Lager führen und einen bis herigen Verbündeten als Feind ansehen und behandeln. Churchill selbst hat das in seiner letzten Unterhausrede ausgeplaudert: Schon am 15. August (!) sei, so stellte er fest, bei dem britischen Vorkämpfer in Madrid ein italienischer General erschienen, der im Namen Badoglios erklärte, daß „die italienische Regierung“ bereit sei, an die Seite der sogenannten Alliierten gegen Deutschland zu treten, sobald diese in Italien gelandet seien. Verräter und Ueberläufer hat es in vielen Kriegen gegeben; daß aber Männer, die durch einen hinterlistigen Streich die Staatsführung an sich zu bringen gedachten, schon vorher den Feind wissen ließen, daß sie nicht nur de- und wehmütig bei ihm um gut weiter Käsen, sondern ihm sozusagen als Morgengabe den Dolch mitbrachten, der dem Bundesgenossen seine in den Rücken gestochen werden sollte: das dürfte in der Geschichte ziemlich einzig dastehen. Mit dieser Schmach belastet, ein neues Spiel beginnen zu wollen: dazu gehörte eine Portion Frechheit, die der abgrundtiefen Gemeinheit dieser Handlungswiese völlig entsprach. Anscheinend hatte sich in den Gehirnen der Emanuel, Badoglio und Konforti der Gedanke eingekeimt, daß man Verrat, Knechtseligkeit und Schande zu Bergen häufen

müsse, um dann den entsprechenden Judaslohn einbehalten zu können. Man beginnt damit nicht nur eine überdimensionale Schurkerei, sondern auch eine maßlose Dummheit: eben die, sich dem feindlichen Wahn hinzugeben, mit der Aufgabe jeglicher Selbstachtung und jeglichen Selbstbehauptungswillens sich aus der Kampf-Arena zu stellen und ein billiges, verheißenes Stehplättchen in den Reihen der „Unbeteiligten“ erlangen zu können.

Diese Rechnung war grundfalsch — denn statt des Beutels mit den Silberlingen war der Feind den Erzverrätern hochladend die dreizehn Punkte eines „Waffenstillstandes“ auf den Tisch, die selbst ein Churchill in bescheidener Ironie „drahtlos“ genannt hat. Wir brauchen den Inhalt dieses Schanddokuments hier nicht noch einmal anzuführen, um es zu leuchtend zu machen: dazu genügt die Zitierung der Artikel zehn und zwölf, in denen es heißt: „Der Oberbefehlshaber der alliierten Streitkräfte behält sich das Recht vor, je eine Maßnahme zu ergreifen, die seiner Meinung nach für den Schutz und die Interessen der alliierten Streitkräfte zur Weiterführung des Krieges notwendig sein mag.“ Und zum anderen: „Andere Bedingungen politischer, wirtschaftlicher und finanzieller Natur, die Italien zu erfüllen haben wird, werden zu einem späteren Zeitpunkt übermittle.“ So springt man mit Verrätern und Feiglingen um! Der schöne Traum, als getreuer Bundesgenosse mit offenen Armen aufgenommen und an den Tisch der „Alliierten“ geleitet zu werden, war ausgeträumt, ehe er noch recht begonnen hatte. Man sah sich einem Diktat gegenüber, in dem die großmächtigen Herren „Bundesgenossen“ sich selbst einen Vortragsstuhl auf jede Willkür, jeden Raub und jede Demütigung ausgestellt hatten, die ihnen irgendwann einmal in den Sinn kommen würde. Und man schrieb auch diesen Wechsel quer — mußte es tun, denn — und auch das ist ein immer wiederkehrendes Kennzeichen bei der Aufgabe von Ehre und Selbstbehauptung — jeder erste Schritt ist alles. Wer nur um eines Messerrückens Breite von der schmalen Bahn des kaiserlichen Willens und des Widerstandes um jeden Preis abweicht, dem steht schon der nächste Schritt nicht mehr frei. Er hat den Untergang gewählt, und das einzige Mittel, das ihn davor bewahren kann, aus der Hand gegeben. Für ihn gibt es kein Zurück und keine Möglichkeit: im Fall des Emanuel-Badoglio-Verrates hat das jeder Tag bewiesen, der seither vergangen ist. Denn kein Tag, an dem der Feind den Herrschaften ihre Erbärmlichkeit nicht um die Ohren geschlagen hätte! Selbst britische Politiker bekennen, daß ihnen bei dem Churchill'schen „Lob“ auf die Verräter der kalte Esel hochgekommen sei, und noch der letzte der in Italien gelandeten Tommies lebte es mit drahtloser Geste ab, mit dem Badoglio-„Soldaten“ in einem Atemzug genannt zu werden. Das ging bis zu der Groteske, daß der Neus wissen ließ, er gedachte, sich diesen Badoglio wegen gewisser „Verfehlungen“ im Abessinien-Feldzug ausliefern zu können — so erprobte ein Negertölpel von

Das Brot des deutschen Volkes ist gesichert!

Aufruf des Reichsbauernführers zum Erntedanktag

Berlin, 2. Oktober. Der Reichsbauernführer hat zum Erntedanktag folgenden Aufruf an das Landvolk erlassen:

„Deutsches Landvolk!

Du, deutscher Bauer, deutsche Bäuerin, Landarbeiter und Landarbeiterin, hast trotz ungezählter Schwierigkeiten und mit aufopferungsvoller Einsatzbereitschaft auch im vierten Kriegsjahre eine gute Ernte erstellt und eingebracht. Das tägliche Brot des deutschen Volkes ist damit wiederum für ein weiteres Jahr gesichert. Der Wille unserer Feinde, uns durch Hunger in die Knie zu zwingen, ist zunichte gemacht. Das deutsche Landvolk hat damit dem Führer und seinen Soldaten den besten Dank abgestattet, den es ihnen erweisen konnte. Ich bin überzeugt, daß ihr auch in Zukunft eure Pflicht bis zum Äußersten tun werdet, sowohl in der Erzeugung als auch in der Ablieferung.

Im Bewußtsein unserer Verantwortung für die Zukunft Großdeutschlands gehen wir nach einer Stunde stiller Besinnung wieder an die Arbeit — in unwandelbarer Treue zum Führer und des Sieges unserer Waffen gewiß.

Heil Hitler!

Der Reichsbauernführer mit der Führung der Geschäfte beauftragt
gez. Herbert Backe.“

Churchills und Roosevelt's Gnade seine „Macht“ an dem Verräter-Pad wie ein Kannibalen-Häuptling die gefasste Schwertspitze an seinen Hals. So herrlich weit haben sie die gebracht, die in ihrer schamlosen Gemeinheit und verbrecherischen Dummheit sich von der großen Prüfung loskaufen zu können glaubten, welche die Völker in diesem Krieg zu bestehen haben!

Die Lehre, die zu ziehen ist, ist einfach: Verrat schlägt den eigenen Herrn — und zwar so gründlich, daß die gerechte Strafe mit dem Verbrecher selbst zusammenhängt. Verrat ist in diesem Krieg überhaupt keine Möglichkeit; denn die zeitigen Folgen, die schlimmer sind als alles, was sonst geschehen könnte. Lebenswüthigerweise hat Herr Churchill die Befehlsgabe der den Badoglio-Italiener auferlegten Bedingungen mit dem Zufall versehen, die Behandlung der Deutschen in einem Parallelfall würde noch ganz anders ausfallen, dann würde es „keine Grenze der Gewalttätigkeit“ geben, an die man nicht bereitwillig herangehen würde. Wir glauben Ihnen — vielleicht zum erstenmal — auf Wort, Sie offenherziger britischer Premier! Aber es hätte dieser Versicherung gar nicht bedurft: wir wußten schon immer, woran wir sind, wußten es vom ersten Tag an, an dem wir mit den vereinigten Briten und Commonwealth zu tun bekamen, und das ist ja nun schon eine gute Weile her. Dennoch sind wir dem Schicksal dankbar für den Anschauungsunterricht, den es uns in Gestalt des Badoglio-Verrats und seiner Folgen erteilt hat. Und nun führen Sie Ihren „Verwundeten“ geistig weiter, Herr Churchill! Sie selbst haben ihm den Boden entzogen und sich außerstande gesetzt, der deutschen Kriegsmoral das Rückgrat zu brechen. „Verba docent, exempla trahunt“ wußten schon die Römer: Worte belehren nur, aber Beispiele „ziehen“ mit zwingender Gewalt! Wir aber werden an das Badoglio-Beispiel denken, solange wir Krieg führen und noch eilige Zeit darüber hinaus! Daß eine Nachahmung nie in Frage kam und kommt, das wissen wir und das wissen auch unsere Gegner. Aber wir werden uns hinfür wie vor dem höllischen Feuer auch vor der kleinsten Geste, vor jedem auch nur verhänglichen Wort hüten, das so ausgelegt werden könnte, als liefen bei uns vielleicht unter den Millionen anständiger deutscher Männer und Frauen doch auch einige kleine Emanuele und Badoglio herum. Wir werden unser felsenfestes und unumstößliches Wissen um die Tatsache, daß Verrat den eigenen Herrn am furchtbarsten schlägt, nicht unter den Scheffel stellen und werden in Haltung und Taten jeden Tag und jede Stunde zu erkennen geben, daß wir, unserer Sache getreu, kämpfen und lieber sterben werden als kapitulieren — einfach deshalb, weil uns die Tatsache lehrt, daß der Tod hundertmal besser ist als die Folgen einer feigen Kampfaufgabe.

Noch mehr. Der Badoglio-Verrat ist nicht nur ein abschreckendes Beispiel, sondern der unumstößliche Beweis für eine höhere Wahrheit. Für die nämlich, daß Unmoral, Sünde und Schande in der gewaltigen Prüfung, der fast die ganze Menschheit unterworfen wird, doch nicht bestehen können, sondern früher oder später ihre gerechte Strafe finden. Im Fall Badoglio folgte die Sünde der Untat auf dem Fuß — in anderen Fällen mögen Gottes Mühlen langsamer mahlen. Aber nichts berechtigt zu der Annahme, daß die bolschevischen Verbrechen, daß britische Unmoral und Roosevelt-amerikanisches Sündenspektrum auf die Dauer ungestraft bleiben werden, so wenig, wie wir glauben können, daß das überragende Verdienst unserer Soldaten, die ehrliebe und treue Arbeit und die untadelige Haltung dieses ganzen deutschen Volkes einmal nicht ins Gewicht fallen können, wenn der ewige Renter aller Völkerschicksale in der Stunde der letzten Entscheidung die Taten der Völker in die Waagschale legt. Es mag uns oft scheinen, als wäre die Welt aus den Fugen und als „regierte die Falschheit, die Hinterlist“. Ein Blick auf den Badoglio-Verrat beweist uns, daß eine höhere Gerechtigkeit dennoch die Feigheit als die schlimmste der Sünden ansieht und bestraft. Wie sollte sie nicht ebenso Tapferkeit, Beharrlichkeit und Treue lohnen? „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“: zu allen Zeiten haben Kritiker und Zweifel an diesem Dichterwort gedankelt und gedreht. Jetzt hat es dem Schicksal gefallen, uns seine Gültigkeit in einem nicht zu überhebenden Beispiel überzeugend vor Augen zu stellen. Wohl uns, wenn wir die Flammenchrift an der italienischen Wand zu lesen wissen! Wir werden mit neuem Mut und mit gestärkter Kraft in den Kampf und in die Arbeit, die noch geleistet werden müssen, hineingehen — im gläubigen Ausblick zu den Sternen der ewigen Gerechtigkeit, die noch keinen Verräter seiner Untat froh werden ließ, die aber auch noch keinem Volk den Siegeslorbeer verweigert hat, das sich durch Heldentum, Aufrichtigkeit und Treue seiner würdig erwies.

Enttäuschte britische Arbeiter

WS. Genf, 12. Oktober. (Eig. Bericht.) In den letzten Wochen sind, wie aus London berichtet wird, die weitgehenden Hoffnungen der englischen Arbeiter auf eine soziale Verbesserung in der Nachkriegszeit gründlich zerstört worden. Das immer deutlicher hervortretende Streben Churchill's, dem reaktionären Teil der plutokratischen Oberschicht in Großbritannien allmählich wieder alle politische und wirtschaftlich bedeutsamen Schlüsselpositionen in die Hände zu spielen, hat eine ungeheure Enttäuschung in den breiten Massen ausgelöst. Besonders die Ernennung des plutokratischen Soldats Sir Anderson zum britischen Schatzkanzler hat auf die englische Arbeiterklasse wie ein Kanak gewirkt.

Eine unmittelbare Folge dieser Enttäuschungen ist die Streikwelle, die durch eine Reihe von englischen Industrien geht. Man betont allerdings in London, diese Streiks seien bis jetzt nur lokale Erscheinungen und würden von den großen Gewerkschaften „nicht gebilligt“. Diese Versöhnungsversuche werden aber nicht von allen mitgemacht. Bezeichnend dafür ist ein Aufruf, den die Wirtschaftszeitung „Economist“ auslöst. Diese Wochenchrift erklärt, es bestehe doch ein innerer Zusammenhang zwischen dem spontanen Streiks und der englischen Nachkriegspolitik. Zwar verbiete der englische Arbeiter heute ganz ordentlich, aber die Aussichten für die Nachkriegszeit würden immer düsterer und beunruhigten die englischen Arbeiter mehr und mehr.

„Das Vaterland ist unsterblich!“

Graziani sprach auf einer Offiziers-Rundgebung in Rom

Rom, 2. Oktober. Marschall Graziani

hatte am Freitag die in Rom befindlichen vaterlandstreuen italienischen Offiziere zu einer Rundgebung in das Theater Adriano gerufen. Vor den Angehörigen aller Waffengattungen hielt der Marschall, der in Begleitung des Kommandanten der faschistischen Miliz, Generalleutnant Ricci, sowie des deutschen Stadtkommandanten erschienen war, eine von heißer Vaterlandsliebe durchdrungene Rede. Nach dem mit stürmischer Begeisterung aufgenommenen Appell des Marschalls, den Kampf an der Seite des deutschen Bundesgenossen fortzusetzen, und einer kurzen Ansprache des deutschen Stadtkommandanten formulierten sich die Versammelten zu einem Marsch durch Rom zum Grabmal des unbekannten Soldaten, der sich zu einer eindringlichen Demonstration gegen Verrat und Untreue gestellte.

Der Marschall erinnerte in seiner Ansprache zunächst an den Schmerz aller Italiener über das namenlose Unglück, in welches das Vaterland durch den schändlichen Verrat Badoglio's und des Königs Hauses gestürzt worden sei. Die glorreichen Taten und Standarten des Heeres seien gekent. Der heilige Körper des Vaterlandes sei geteilt und zerrissen und blute aus tausend Wunden. Es gebe keine Worte, um die Anlage des Verräters ins Gesicht zu schleudern. Aber auch für seine eigenen Fehler und Irrtümer und für alles, was es ausgegeben habe, müsse das italienische Volk jetzt Sühne leisten. Der Marschall erklärte, er habe die Offiziere zusammengerufen, um noch einmal Auge in Auge wie früher während der Schlachten mit seinen Kämpfern zu stehen und um ihnen zu versichern und zu wiederholen, daß es jetzt für jeden ehrlichen Italiener nur einen einzigen Weg gebe, den nämlich, die strenge Innehaltung der geschlossenen Verträge durchzuführen. Graziani betonte, daß diese Verträge in voller Kenntnis ihrer Tragweite freiwillig durch das italienische Volk und seine Regierung abgeschlossen worden seien. Er betonte mit Nachdruck, daß es unmöglich sei, diese Verträge jetzt zu ignorieren, denn das verstoße gegen Treu und Glauben und darum gegen die nationale Ehre.

Bei diesen Worten brachen alle Anwesenden in begeisterte Rufe der Zustimmung aus. Der Marschall stellte dann seinen Zuhörern die Frage, ob sie an der Seite ihres treuen Bundesgenossen weiter ausharren wollten, worauf die Versammelten mit einem einstimmigen Ja antworteten. Im weiteren Verlauf seiner Ansprache entwickelte Marschall Graziani sein Programm. Als solches bezeichnete er den Wiederaufbau des Vaterlandes unter Zusammenfassung aller Kräfte des Heeres; es sei selbstverständlich, daß alle antwortungsbewußten Elemente der Wehrmacht zu diesem Zweck sich neu organisieren. Vor allem müßten die Kadres des Heeres sofort neu gebildet werden, um wieder zum Kampf gegen die Feinde des Landes eingesetzt zu werden.

Der Marschall schloß mit den Worten: „Das Vaterland gilt jetzt ganz allein; es ist unsterblich und es muß weiterleben.“

Der Aufbau der faschistischen Miliz

Rom, 2. Oktober. Bei einem Appell aller Kommandanten der faschistischen Miliz gab Generalleutnant Ricci die Richtlinien für den Aufbau der neuen faschistischen Miliz bekannt. Die Miliz werde auf der Basis der Legionen aufgebaut sein und der strengsten Disziplin unterworfen sein; sie werde aus zwei verschiedenen Formationen bestehen. Die erste Formation sei ein Elitekorps, das aus den besten Vertretern der Jugend gebildet werden soll. Diese Jugendlichen hätten eine einjährige Dienstzeit abzuleisten, in der sie sich besonders ausgezeichnet haben müssen. Die Formation werde eine besonders starke Bewaffnung erhalten. Die zweite Formation der Miliz umfasse die übrigen Legionäre aller Waffengattungen der früheren Wehrmacht.

Weiter beschäftigte sich Ricci mit der Bildung des neuen Offizierskorps. Vor allem seien alle faschistischen Studenten verpflichtet, an den vorbereitenden Kursen teilzunehmen. Die Vorbereitungen sähen eine militärische und auch eine kulturelle Ausbildung vor. Ein wichtiger Faktor sei das Alter. Von den neuen faschistischen Milizoffizieren müsse verlangt werden, daß sie jung an Geist und jung an Jahren seien. Um eine Auslese nach rein militärischen Gesichtspunkten zu gewährleisten, müsse den künftigen Offizieren ein ausreichendes Gehalt zugesichert werden, das ihre Position sichere.

Änderung des faschistischen Partei-Abzeichens

Rom, 2. Oktober. Der Sekretär der republikanisch-faschistischen Partei, Badoloni, hat beschlossen, das faschistische Parteiabzeichen zu ändern. Das alte Parteiabzeichen, das bis zum Jahre 1921 bestand und das eine ovale Form mit der Triflore und dem republikanischen Vortorenbündel hatte, wird wieder zum Parteiabzeichen bestimmt.

„Viele Gelegenheiten verpaßt“

Englische Unzufriedenheit mit den Ereignissen in Italien

Genf, 2. Oktober. Die Rückschläge, welche die Alliierten auf politischem und militärischem Gebiet in Italien erlitten, kommentiert der Militärkorrespondent des „Sunday Dispatch“, der u. a. schreibt: „Man hat auf alliierter Seite viele Gelegenheiten verpaßt. So zum Beispiel ließ man Mussolini entkommen. Die politischen Folgen, die das für die Alliierten hatte, sind erst gar nicht zu erörtern; aber das militärische Ergebnis besteht darin, daß jetzt jeder badoglio-treue General mehr denn je auf der Hut ist, bevor er sich aktiv an alliierter Operationen beteiligt. Denn er muß damit rechnen, daß er sich den früheren Gewalten innerhalb von 24 Stunden erneut gegenübersehen kann. Wir können es uns aber nicht leisten, ein fremdes Volk im Stich zu lassen, denn das diskreditiert uns. Der ganze Balkan verfolgt gespannt die Entwicklung in Italien. Was wir ihnen bieten, ist aber keineswegs ein großes Schauspiel.“

Sehr ironisch kommentiert die englische Wochenchrift „New Review“ die Ereignisse, die dem

Waffenstillstand Badoglio's folgten. Fast zu streng hätten sich die Badoglio-Truppen an die Casablanca-Formel von der „bedingungslosen Uebergabe“ gehalten und rücksichtslos ihre Waffen dem, der zuerst gekommen sei, ausgeliefert. Unglücklicherweise seien das — meistens die Deutschen — gewesen.

USA-Truppen zerstören Agel Mumihes Kunstsammlungen

Stockholm, 2. Oktober. Die berühmte Villa von Dr. Mumthos, San Michele auf Capri, ist nach einer Patenmermelung von „Abba Dagligt Allehanda“ von den amerikanischen Truppen bei der Befestigung der Insel zerstört worden. Die auf einem Felsenplateau am Marina Grande an der Nordküste Capri's gelegene Villa wurde von den Amerikanern als Landungsplatz gewählt. Die amerikanischen Truppen zerstörten rücksichtslos die unersetzliche Kunstsammlung Dr. Mumthos's, darunter eine besonders wertvolle Sammlung von Madonnen. Die Bevölkerung von Capri ist über diese Vorgänge sehr erbittert, um so mehr, als die Villa Dr. Mumthos und seine Sammlungen eine der größten Sehenswürdigkeiten Capri's bildeten.

Bekenntnisse im Feindlager

Von unserer Berliner Schriftleitung
Wir haben hier schon wiederholt mehr oder weniger unfreiwillige Eingeständnisse gegnerischer Militärs und Politiker verzeichnet. Aber das hat es bisher noch nicht gegeben, daß eine so bedeutende Persönlichkeit wie der Vorgesetzte des amerikanischen Ausschusses für die Rüstungsproduktion, Nelson, auf einer öffentlichen Rundgebung in London die Feststellung gemacht hat, daß die Zeit für England und die USA plötzlich sehr knapp geworden sei. Ausgerechnet der Vertreter derjenigen Feindmacht, die sich auf die Schnelligkeit ihrer Massenproduktion immer am meisten zugetraut gehalten hat, muß also die von Deutschland wiederholt aufgestellte These bestätigen, wonach die Zeit für Deutschland und seine Bundesgenossen, nicht aber für die Feindmächte arbeitet. Nelson hat weiter zugegeben, daß starke Umstellungen im Programm der Rüstungsproduktion unvermeidlich geworden seien. Das ist schließlich kein Wunder bei dem Durch- und Gegeneinander der von Roosevelt im Laufe des Krieges aufgestellten zahlreichen Kommissionen, die damit auch in den USA daselbe geschaffen haben, was man in England schon im zweiten Kriegsjahr „Mister Wirtware“ nannte.

Gleichzeitig mit diesem erstaunlichen Geständnis Nelson's in London haben amtliche Londoner Kreise zu verstehen gegeben, daß England und die USA bei den bevorstehenden Sonderverhandlungen mit Moskau keine durchschlagenden militärischen Erfolge namhaft machen und solche auch für die nächste Zukunft nicht versprechen könnten. Das heißt also mit anderen Worten, daß die Sowjets noch vor der schon so oft angekündigten Dreierkonferenz und ungeachtet ihrer häufigen Forderung nach Errichtung einer ausgedehnten zweiten Front zu hören bekommen, daß sie auch für die nächste Zeit von ihren Bundesgenossen nichts zu erwarten haben, was als eine nennenswerte Entlastung der Sowjets zu verzeichnen wäre. Damit ist also wieder einmal die übliche heile Verhandlungsbasis für die drei Bundesgenossen geschaffen.

Kernschiffe in Paris. In Paris wurde am Mittwoch eine Kernschiffe vom Generaldirektor der schönen Kunst eingeweiht. Die Sendungen der Kernschiffstation Paris werden von nun an regelmäßige Programme erhalten und vor allen Dingen Wochenschauen und laboretistische Darbietungen senden.

Ausbau des Erbhof-Rechts

Erweiterung des Bauern-Begriffs — Ehegatten-Erbhöfe und Mutter-Recht

Berlin, 1. Oktober. Aus Anlaß der zehnjährigen Wiederkehr der Verkündung des Reichserbhofgesetzes fand im Reichserbhofgericht eine Festsitzung statt. Als Präsident des Reichserbhofgerichts dankte Staatssekretär Wacke allen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen in diesem höchsten Reichserbhofgericht sowie in den Bauerngerichten im Lande für die in den vergangenen zehn Jahren geleistete Pionierarbeit.

Die Größe der Justizverwaltung und der Rechtspflege überbrachte Reichsminister der Justiz Dr. Thierack, um dann das Wort zur Verkündung der neuen Erbhofrecht-Fortschreibung zu ergreifen. Durch diese Fortbildung solle nichts an den fundamentalen Sägen des Erbhofrechts geändert werden; es sei lediglich eine Fortbildung in der Richtung auf erschöpfendere und weniger starre Bestimmungen beabsichtigt. Anschließend gab der Minister Erläuterungen zu den einzelnen Vorschriften. Er ging von der Erweiterung des Bauernbegriffes aus und behandelte dann die neue erbhofrechtliche Güterrechtsreform der bäuerlichen Verwaltung und Ausbeutung. Diese gelte nicht nur für den einheimischen Bauern, sondern vor allem auch, und zwar kraft Gesetzes und nicht etwa nur auf Grund eines Testaments, für den überlebenden Ehegatten, Mann oder Frau. Weiter soll durch die Verordnung die Wiederherstellung des des Eigenheimtums überlebenden Ehegatten gefördert werden. Der neue Ehegatte erhalte seinerseits die gesellschaftliche Verwaltung und Ausbeutung am Erbhof und später ein Anteilsrecht, die Kinder aus der neuen Ehe erbschaften Erbschafts-, Unterhalts- und Ausstattungsansprüche. Der überlebende Ehegatte könne schließlich durch Testament des Hofeigentümers oder im Erbvertrag auch sogar vorübergehend zum Auerben eingesetzt werden.

Die zweite große Gruppe der neuen Vorschriften behandelt den Ehegatten-Erbhof. In manchen Gegenden des Reiches, insbesondere in den Donau- und Alpengegenden, sind Ehegattenhöfe seit jeher üblich gewesen, und gerade hier hat sich trotz der Uebertragung des Anteilsrechts auf den Ehegatten ein feststehender Erbhofbrauch und ein gesundes Bauerntum erhalten. Die Be-

Breise der Luftfahrt für Wissenschaft und Technik verliehen

Berlin, 1. Oktober. Die Deutsche Akademie der Luftfahrtforschung trat am 1. Oktober zu einer Arbeitsstunde zusammen, auf der der Kanzler der Akademie dem Reichsminister Luft, der als Ehrenmitglied der Akademie angehört, die Glückwünsche der Luftfahrtforschung zum 60. Geburtstag aussprach.

Beim gleichen Anlaß wurden die von der Luftfahrt-Gesellschaft 1942 gestifteten großen Preise der Luftfahrt für Wissenschaft und Technik, die jährlich in einer Gesamtsumme von rund 100.000 RM. zu vergeben sind, mit Zustimmung des Reichsmarschalls Göring und des Ehrenpräsidenten der Gesellschaft, Generalfeldmarschall Milch, erstmals verliehen.

Der im Dienste der Luftfahrt tödlich abgestürzte Generalmajor Freiherr von Gablenz erhielt nachträglich den nach den Pionieren des Weisheitsfluges benannten Hende-von-Moreau-Preis. Der zusammen mit ihm tödlich verunglückte Amtschef im Reichserziehungsministerium, Ministerialdirektor Rummel, wurde mit dem Preis der Luftfahrt zur Förderung des wissenschaftlich-technischen Nachwuchses ausgezeichnet.

Eine besondere Ehrung wurde dem Schöpfer der wissenschaftlichen Luftfahrt, Gen. Regierungsrat Prof. C. Ranz, durch die Verleihung des Flugwaffenpreises zuteil. Den Carl-Boch-Preis für naturwissenschaftliche Fortschritte erhielt der Göttinger Professor Rein für seine erfolgreichen flugphysiologischen Forschungen.

Gleichzeitig wurde der Preis der Luftfahrt-Gesellschaft für die schönen Künste Professor Arno Breker zuerkannt, der für die Luftfahrt hervorragende Bildwerke schuf.

Hohe japanische Auszeichnung für Reichsmarschall Göring

Berlin, 1. Oktober. Am Mittwoch, 29. September, empfing Reichsmarschall Göring in seinem Hauptquartier den neuernannten Chef der japanischen Kommission des Dreimächtepaktes, Vizeadmiral Abe. Dieser war von dem kaiserlich japanischen Militär- und Heeresluftfahrtattaché Generalmajor Komatsu und dem kaiserlich japanischen Marine- und Marinefliegerattaché Konteradmiral Nofu begleitet. Generalmajor Komatsu überreichte dem Reichsmarschall im Auftrag des kaiserlich japanischen Vizechefs in Berlin, Generalleutnant Ohshima, die Insignien des vom Tenno verliehenen Großkreuzes des Palovina-Ordens.

Deutsch-schweizerisches Wirtschafts-Abkommen

Berlin, 2. Oktober. Die seit einiger Zeit in Bern geführten deutsch-schweizerischen Wirtschaftsverhandlungen, die auf deutscher Seite von Ministerialdirektor Wiesel, auf schweizerischer Seite von Direktor Dr. Hög geleitet wurden, sind am Samstag durch die Unterzeichnung eines neuen Abkommens zum Abschluß gelangt. Durch die getroffenen Vereinbarungen erfahren die deutsch-schweizerischen Wirtschaftsbeziehungen wieder eine vertragliche Regelung, die zunächst bis Ende dieses Jahres gilt.

Schweizer Flak schoß einen Britenbomber ab. Eine amtliche Verlautbarung berichtet über neue Verletzungen des schweizerischen Luftraumes durch USA-Bomber am Freitag. Die Flak schoß einen amerikanischen Bomber ab. An mehreren Stellen wurden Bomben geworfen, die Sachschaden verursachten.

Fliektionierung in Spanien aufgehoben. Auf Grund der verbesserten Reichsversorgungslage in Spanien hat die Regierung verfügt, daß die Fliektionierungsmassnahmen aufgehoben werden und die Flak wieder im freien Handel erworben werden kann.

gründung von Ehegatten-Erbhöfen sei deshalb wieder zugelassen worden. Die weitere Auerbenfolge nach dem Auerbe gewordenen Ehegatten, von dem der Hof nicht stammt, sei fest an die Sippe des Hofeigentums gebunden, von dem der Hof stammt.

Der verstärkten Durchsetzung des Sippen-Prinzips diene insbesondere auch das neue erbhofrechtliche Mutterrecht. Der Vorrang der Tochter und Tochterdöchter vor den Brüdern und Brüderdöchtern des Erblassers bleibe vorläufig erhalten, sei also bis auf weiteres nicht mehr auf den ersten und zweiten Erbfall seit Einführung des Erbhofrechts beschränkt. In der Erbhof-Praxis würden schließlich besonders die Vorschriften begünstigt werden über die Möglichkeit der rechtzeitigen Hofübergabe durch den alternierenden und der Bewirtschaftung nicht mehr voll erwachsenen Bauern, und über die Erlösung aller Verbaubauernhöfe, auch über 125 ha, zu Erbhöfen.

Berlin, 1. Oktober. Der Reichsminister des Innern und der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda geben bekannt: Die am Erntebanktag übliche allgemeine Versammlung und Ansprache der Gebäude unterbleibt in diesem Jahr.

Prämienziehung der Kriegshilfslotterie

München, 2. Oktober. Am Donnerstag fand in München die Prämienziehung der Kriegshilfslotterie der NSDAP für das Kriegsjahr 1943 statt. Diesmal hatte die Lotterie einen Rekord zu verzeichnen: Die Gesamtzahl der Lose war neuerdings erhöht worden und die ausgegebenen 15 Reihen zu je 6 Millionen Stück, insgesamt also 90 Millionen Lose, waren reiflos ausverkauft. Bei der Ziehung entfielen in den 15 Reihen die Hauptprämien von je 5000 RM. auf die Nummern: 2 568 686, 5 439 353, 5 175 958, 5 100 088, 4 425 478, 1 297 544, 3 018 245, 5 060 823, 5 363 164, 3 822 332, 881 336, 3 599 454, 1 162 534, 1 686 511 und 5 275 094 (ohne Gewähr). Die Ziehungsliste wird vom 7. Oktober ab an den üblichen Stellen einzusehen oder zu kaufen sein.

Hauptverlosener: Hans Christian Meyer. Verlosung: Dr. W. G. Erdmann, Hauptverlosender.

$$\mathfrak{B} \cap u = \mathfrak{B}' \cap u.$$

Scherl-Bilderdienst-M. (Reichsnährstand)

1

Besuch bei Karl Heinrich Waggenerl

Von Vilma Sturm

Ich hatte Karl Heinrich Waggenerls Bücher mehr als einmal gelesen, als ich vor Jahren zum erstenmal südwärts reiste. Am liebsten das „Waggener Tagebuch“, worin der Dichter von sich selbst erzählt, von der Arbeit im Garten und dem Umgang mit den Dorfbewohnern. Aber ich wusste nicht, daß es den Ort Waggenerl wirklich gibt und daß er tatsächlich dort lebt. Das erfuhr ich erst in Salzburg. Und dort erst entstand der kühne Plan in mir, ihn zu besuchen. Kühn war der Plan angesichts der quimütig-spöttischen Worte, die im „Waggener Tagebuch“ stehen über Mädchen, die durchs Fenster in seine Stube schauen oder gar hereinkommen und um ein Verslein oder sonst etwas Geschriebenes von seiner Hand bitten. Das wollte ich also auf keinen Fall machen. Andererseits ging es ja auch nicht an, einfach zu sagen: „Ich möchte Sie gern einmal sehen, weil Sie so schöne Bücher schreiben!“ Schließlich verfiel ich auf etwas recht Mädchenhaftes — ich beschloß, auf dem Weg von der Bahnstation bis zum Dorf einen Strauß Weidenblumen zu pflücken; wenn ich ihm die zur Sublimierung überreichen würde, so hoffte ich, sollte mir schon das Rechte einfallen.

Der Weg war weit, drei Stunden fast. Ich hätte ja mit dem Postauto fahren können, aber in der etwas romantischen Vorstellung, daß mein Unternehmen eine Art Pilgerfahrt sei, ging ich lieber zu Fuß. Eine überaus anmutige, mannigfaltige Landschaft half mir über die Beschwerden der heißen Mittagszeit hinweg. Die Straße, bald auf halbem Wege blühende Weiden, bald tief im Grund einen reißenden Bach begleitend, führte in immer neuen Windungen bis dicht an eine Gruppe von mächtigen Berggipfeln, die das Tal abzuriegeln schienen. Es war ein Zweitausender dabei, an dessen Fuß Waggenerl sich ausbreitete. Auf dem Markt angekommen, wurde ich belehrt, daß ich zum „Kirchboden“ hinaufsteigen müsse, zu dem höher gelegenen Teil des Ortes, wo Kirche und Pfarrhof stehen — dort würde ich das Haus mit den blauen Wänden finden. Ich war ich ge-kränkt, daß man mir das erklären mußte; kannte ich doch die Stelle aus dem „Waggener Tagebuch“ auswendig:

„Zum Beispiel habe ich einmal, als mir sonst nichts einfiel, die Fensterläden an meinem Haus blau angestrichen.“

Auf dem rasigen Boden vor dem Gartentorchen sah ich einen. War er es selbst? Ich erinnerte mich nur ungenau seiner Züge von einer Photographie her: Ein hageres Gesicht mit tief eingetieften Falten, dazu helles, weißblondes Haar, das ihm in langen Strahlen über die Stirn fiel und ihm ein bubenhaftes Aussehen gab. Sollt ich's also mit der Anekdote versuchen?

Ich kann mich nicht mehr erinnern, was ich eigentlich zu Anfang sagte. Jedenfalls kam seine Antwort gar nicht in jenem ironisch-überlegenen Ton, den ich erwartet und gefürchtet hatte. Vielmehr schenkte er über den Strauß aufrichtiges Interesse. Er lud mich freundlich ein, in den Garten zu kommen, wo seine Frau bei den Blumen beschäftigt war. Der Weg zur Bank auf dem Hügel führte an schräggestellten Rasten voll blühender Kaktusen und an herrlichen Staudenpflanzen vorbei. Als Waggenerl mich dann auf der Bank für einige Minuten allein ließ, ergötzte ich mich an der köstlichen Aussicht.

Der Dichter kam wieder, in der einen Hand schleppte er einen Korb voll hinter sich her, in der anderen brachte er ein Glas; er mochte meinem heißen und erschöpften Gesicht wohl anmerken, daß ich das brauchen könnte. Später bin ich noch oft überrascht und gerührt gewesen über die lebenswichtige und fürstliche Anteilnahme, die dieser Mann allen, die um ihn sind, entgegenbringt, über die stille Güte, die Hilfsbereitschaft — aber nein, das darf ich eigentlich gar nicht schreiben. Wenn er es sieht, wird er sein tiefstes Lachen hervorholen, wobei die blauen Augen ganz schmal werden.

werden wie zwei Schiffe, und wird brummend sagen: „Nicht nimm mal ein bißchen die Müdigkeit!“

Der Vater war Schreiner, die Mutter Bäckerin. Sie lebten in Gastein. Da hat der Heiner als Tischler in einem der großen Hotels angefangen. Ich wollte gerne wissen, wie er denn ein Dichter geworden sei, der kleine Fahrstuhljunge. Der Pfarrer schickte ihn zur Stadt in die Schule, erzählte er. Er sollte Lehrer werden, aber dann kam der Krieg und die Gefangenschaft in Italien, die nahmen seine Gesundheit so mit, daß er das Lehrersein nur wenige Jahre ausbilden konnte. Er verließ die Schule und versuchte es mit einem Handwerk, weil das Ruhegehalt für ihn und seine Frau zum Leben und zum Sterben nicht ausreichte. Er lernte das Buchbinden. Die herrlichen Lederbände seiner Bücher, die ich später zu sehen bekam, zeigen, wie weit er es darin gebracht hat. In seinen Händen steht überhaupt soviel Kunst und Geschicklichkeit wie in seinem Kopf. Er macht die zartesten Scherenschnitte und seine Landschaftsaquarelle konnte man einmal auf einer Ausstellung in Dresden bewundern. Auch das kupferne Namensschild an der Haustür schnitt er selbst, und die metallene Uhr in der Studierstube ist ebenfalls seine eigene Arbeit. Nebenbei macht er hervorragende Photographien; er wählt Gegenstände, die untereinander nicht aufpassen würden: ein Kaktus, ein Stridnähel mit ein paar Nadeln, Holzsplitter, ein Stückchen Glas — gerade das Besondere und Unschöne hält er besonders der Darstellung wert. Ja, und wie er nun merkte, daß er eigentlich alles konnte, musizieren und singen, Gitarre und Harmonika spielen, da hat er

Begegnungen im Regenbogenhaus

Erzählung von Karl Heinrich Waggenerl

Gäste aus der Stadt sind merkwürdige Geschöpfe, unergründlich, sie stehen voller Rätsel. So sie nun singen oder pfeifen oder im stillen Weidenblumen spielen und Mariachmus auf einer Maschine spielen, einerlei, den Dingen nach Geräusch haben alle an sich. Wenn irgendwo ein Vogel auf dem Baum sitzt, um seine Federn zu putzen, und es kommt ein Sommerhaas des Weges, dann schweigt der Vogel und wartet mit seinem Gesicht, bis der Fremde vorbeigegangen ist. Aber der kann nicht schweigen, der muß mit dem Finger auf den Vogel zeigen und einen Schrei ausstoßen: „Sieh!“, her, ein Amsel. Und dann fliegt der Vogel davon und kommt lange nicht mehr. Natürlich, weil ihn das ärgert, er ist ja kein Amsel, sondern ein Häher.

Anderer Gäste wieder sind über alles menschlich. Man hinaus neugierig, besonders die weiblichen, und es gibt fast nur solche, soweit ich mich entsinne. Wo immer ein Kind am Wege sitzt, das eben erst ein wenig trahen kann, gleich wird er in ein weitaufgeklapptes Verhör gezogen, wie es denn heiße und wer sein Vater sei, lauter peinliche Fragen.

Das Kind darf ja schweigen und sich sein Teil denken, aber untereinander ist es weniger leicht gemacht. Zum Beispiel habe ich einmal, als mir sonst nichts einfiel, die Fensterläden an meinem Haus blau angestrichen, alle bis auf zwei im Untergeschoß, die sind braun geblieben. Die Dorfleute reagierte das weiter nicht auf, sie begreifen, daß einem zur Unzeit die Farbe ausgehen kann oder die Geduld, aber die Stabsleute bräutet es etwas außer Rand und Band. Sie sammeln sich vor dem Hause und beraten die Sache unter sich. Einige ziehen Schiffe auf meinen Gesichtszug, auf meine Gemütsart; andere meinen, ich müßte auf jeden Fall ein Mensch von Eigenart sein, und wieder andere bezweifeln das, die raten auf eine völlige zerrüttete Existenz. Und wahrhaftig, es fehlt nicht viel daran, daß sie recht behielten, denn auch

zu dichten angefangen, und da kam es heraus, daß er das am allerbesten konnte. So ist er dabei geblieben.

Das alles erzählte er mir auf der Gartenbank, dabei hatte er seinen schwarzen Fingerring im Arm und kratzte ihm den Hals. Als er erzählte, daß auch ich schreibe, erkundigte er sich sofort nach den kleinsten Umständen meiner Arbeit und nahm alles, was ich ihm sagte, ohne die geringste Spur jener Gönnerhaftigkeit auf, mit der die arrivierten Dichter sonst gern die kleineren Nachkömlinge bedenken. Im Gegenteil — er sprach mit einem solchen Eifer über die Freude, die das Korrekturlesen des ersten Werkes bedeutet, als befände auch er sich noch auf dieser frühen Stufe seiner Laufbahn.

Bevor ich fort mußte, führte er mich noch ins Haus. Wir gingen in sein Arbeitszimmer. Während ich einen der kostbaren selbstgearbeiteten Lederbände in der Hand hielt, erzählte er mir, daß er noch keine Zeile außerhalb dieses Zimmers, fern von dem kleinen Schreibrädel, geschrieben habe. Fast schon betrachtete ich das Möbel. Es war ein Schränkchen mit Schiebern und einer heruntergeklappten Platte. Nichts war darauf zu sehen als ordentlich aufgereihtes Schreibgerät. Ich konnte nur mit Bewunderung an den Busch auf meinem eigenen Schreibtisch denken, an die ganze Heerschar von Papieren und Büchern, die mir zu meiner Arbeit immer notwendig erschienen. Dieser peinlich aufgeräumte und bescheidene Schreibtisch in der hellen, ruhigen Stube kommt mir heute wie ein Sinnbild für die gesamten Lebensverhältnisse des Dichters vor. Da fehlt jeglicher Aufwands, materiell sowohl wie geistig verstanden. Er bedarf — in der dörflichen Gemeinschaft als ein Zugehöriger lebend — seiner Hilfsmittel von außen, um sich selbst und sein Dasein zu gestalten; es wächst ihm alles von innen zu.

Die Hausgenossen mischen sich in den Streit und wollen die Schande nicht länger dulden. Ich weiß nicht, vielleicht werde ich nun, was Salomon getan hätte. Ich werde noch ein paar Fenster rot und gelb dazu malen. Dann heißt mein Haus das Regenbogenhaus, und alle sind zufrieden.

Ein anderes Mal, während ich am Schreibtisch saß, weil mir ist, als käme mich ein Gedanke an, tritt mir plötzlich eine Stimme vom Fenster her in den Rücken.

Hier wohnt er, sagt die Stimme.

Ja, sagt eine zweite. Aber er soll so scheu sein.

Was heißt das nun? Natürlich muß ich so gleich aufstehen und leise zum Fenster schleichend, es war immerhin eine ziemlich treffende Bemerkung. Ich schau hinaus, und weil das nicht mehr zureicht, stehe ich den Kopf durch das Gitter. Aber in diesem Augenblick dreht sich das eine der beiden Fenster noch einmal um und sieht mich mit gerecktem Hals und lächerlich zerrauten Haar, ich kann mich alles in der Welt den Kopf nicht schnell genug wieder einziehen.

Es gibt freilich auch dreifache, die stehen plötzlich vor der Tür und sichern und stoßen sich an. Nach einer Weile klopfen sie auch wirklich und dann klopfen sie in Gottesnamen den Hemdfragen zu und führe die beiden herein. Die eine hat einen Zettel mitgebracht, damit ich ihr einen Vers darauf schreibe; sie sammelt solche Zettel. Die andere aber, die übrige, ist eigentlich nur späteshalber gekommen, um mir dabei zuzusehen. Sie hat überhaupt noch keinen lebendigen Dichter gesehen, immer nur Denkmäler.

Nun, was mich betrifft, ich bin keineswegs aus Zorn, sondern ein jugendlicher Mensch. Man darf bei mir in der Stube umhergehen und alles genau betrachten, darf sich in jeden Stuhl setzen und Bilder aus dem Fach kramen, und wenn man einen üppigen Mund hat und winzige Sommerprossen auf der Nase, dann darf man auch Fragen

stellen, obwohl mir dabei der Heiner wieder entfällt, den ich eben gefunden habe.

Ob ich denn diese vielen Bücher auch alle gelesen hätte? — Einmal. — Und wie das eigentlich zuging, ob ich mich einfach hinsetzte und schon fiele mir etwas Gelesenes ein? — Ach nein, erklärte ich, viel öfter etwas Ungereimtes. Aber die Leute merken es gar nicht immer.

Natürlich laßt das Fräulein, als habe es ohnehin nichts Besseres von mir und den Leuten erwartet. Und ob ich immer nur Verse machte oder manchmal auch etwas anderes? Ja? Was denn zum Beispiel? — Zum Beispiel diese Uhr an der Wand, behauptete ich, um mir ein neues Ansehen zu geben.

Und die Bilder vielleicht auch? Ja, sage ich jetzt, denn ich habe den Heiner wiedergefunden. Und diesen Strich auf der Treppe? Ja, wohl, erkläre ich, auch den, mein Kind. — Und woraus? — Aus Lärm und Geist, sage ich, und schreibe meinen Vers auf den Zettel. Aber — dann müssen wir beide lachen, denn ich habe schändlich aufgeschrien, es steht ja eine Matte unten auf dem Stuhl.

Nein, sagt die Freundin säuerlich, nein, Lese, du bist entschieden zu vorsichtig! Sie ist die Letztere von den beiden, sie hat keine Sommerprossen auf der Nase. Das Kind aber verstimmt, und ich werde mich auch wieder zu meinem Gedicht, ein wenig betreten. Es ist ja wahr, ich sollte mehr Würde zeigen, das bin ich dem Ansehen meiner Kunst schuldig. Wohin kamen wir, wenn jedes stumpfnäsiges Mädchen seinen Spatz mit uns treiben könnte? Wenn gar die Leute anfangen, bei allem, was wir ihnen zeigen, auch den Boden zu befehlen!

Nein, wir dürfen uns nicht zu sehr gemein machen, auch in dem nicht, was sterblich an uns ist. Denn der Gott, der nur einmal merken läßt, daß er eine weniger erhabene Kreatur hat, der ist auch schon entthront. Ich bin freilich nur ein kleines Licht, aber zuweilen ist es mir dennoch viel wert, wenn einmal ein Bauer an mein Fenster tritt und ein paar verständliche Worte mit mir redet. Oder wenn sonst jemand kommt, weil er meint, weil er etwas besonders Tiefinniges von mir hören möchte, sondern weil er meint, ich sei vielleicht auch ein Mensch, dem Fleisch und Blut lieber ist als Papier und Tinte.

Die Wahl

Erzählt von Hans Bethge

General von Zedlitz machte Friedrich den Großen auf den Hauptmann eines Freikorps aufmerksam, der sich mehrfach besonders ausgezeichnet hatte und den er daher zur Deforierung vorschlug.

„Gehe Er mir mit den Offizieren der Freikorps“, entgegnete der König, „ich habe nichts von ihnen.“

„Dieser hat sich glänzend bewährt, Majestät“, sagte Zedlitz, „er ist tapfer, besonnen, auch den schwierigsten Situationen gewachsen und wäre der Mann, ein Regiment zu führen.“

„Meint Er?“ Ich habe den Namen übrigens schon gehört, er ist mir schon einmal empfohlen worden. Ich will ihn morgen empfangen.“

Als sich der Hauptmann meldete, legte ihm der König das Verdienstkreuz auf den Tisch, daneben eine Kasse mit hundert Dukaten.

„Er hat sich hervorgetan, und ich will ihn auszeichnen“, sagte er und wies auf den Tisch, „wähle Er.“

Der Hauptmann griff ohne Besinnen nach den hundert Dukaten.

„Mit seiner Ehre steht es nicht gerade großartig an“, meinte Friedrich, „sonst hätte Er das Verdienstkreuz genommen.“

„Majestät, ich habe Schulden“, wendete der Hauptmann ein, „und meine Ehre verlangt, daß ich sie bezahle. Den Orden hole ich mir später.“

Der König legte ihm väterlich die Hand auf die Schulter.

„Brav, brav“, sagte er, „das gefällt mir. Es heißt, daß Er hervorragendes geleistet hat. So nehme Er nun den Orden gleich mit.“

Schlag verfehlt? Als Kind genannt ... Warum mußte sie ihm das sagen?

„Er soll sich als Maler einen Namen gemacht haben“, fuhr sie fort. „Sie schauen mir so auf den Mund! Hat ich das was?“ Die blinde in den Spiegel.

„Frau Haalström“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

Alle Liebe Delinde

ROMAN VON WILHELM SCHEIDER

(7. Fortsetzung)

Während der großen Pause hatte Toni sich umgezogen. Er mußte in seinen Frack steigen. Er tat es in aller Eile. Es war ihm von Hainer aufgetragen, Delinde auf jeden Fall in der Pause zu stellen. Obwohl er von Natur aus ein Draufgänger war, erschien ihm diese Aufgabe schwierig und problematisch. Wenn er jetzt auch wußte, wer Delinde war und was für eine merkwürdige Rolle sie in dem Leben der Brüder und dem des Vaters gespielt hatte, so konnte er sich doch nicht verhehlen, daß seine eigene Leidenschaft keineswegs geschwunden war.

Er befand sich in einem Tausel der Gedanken und Gefühle, achtete nicht auf das Geschwätz des alten Komikers und des ersten Liebhabers, mit denen er die Garderobe teilte. In wenigen Minuten war er mit dem Umkleiden fertig und fürzte hinaus. Würde Delinde ihn empfangen? Da sie zu Anfang des nächsten Bildes das gleiche Kostüm trug, hatte sie vielleicht Zeit für ihn.

Sie war die einzige des Ensembles, die über einen eigenen Garderobenraum verfügte. Als er vor ihrer Tür stand, war seine Erregung noch gewachsen. Er brummte: „Blöder Hund!“, womit er sich selber meinte, und wollte schon an die Tür klopfen, als sie sich plötzlich öffnete und Konstantin Hölzl, sein neuer Freund, mit dem er allmählich Schach spielte, heraustrat.

Hölzl sah die Tür hinter sich zu und blieb vor ihm stehen. Er lächelte in seiner gemessenen, liebenswürdigen Art. „Grüß Sie, mein Lieber“, sagte er mit heller, leblicher Schweizerstimme, „wie gut, daß ich Sie treffe!“

Toni war fassungslos. Als habe man ihm unversehens einen heißen Stof vor die Brust ver-
setzt, so war ihm zumute. Nina Rilowitsch hatte also mit ihrem Argwohn recht behalten: Dieser Mensch stand mit Delinde Haalström in Verbindung!

„Sie wundern sich?“ schmunzelte Hölzl und schielte mit der linken Hand — er war links-

händer — über den kurzen, rötlichen Kinnbart, durch den er überall auffiel. „Es ist aber ganz einfach.“

„Sie kennen Frau Haalström? Erschaulich.“

„Gelt? Das Leben besteht aus Überraschungen!“ Die Hände in den Taschen, so stand Hölzl lässig gegen die Wand gelehnt.

Er war nicht sehr groß, von kräftiger Gestalt, etwas sommerprossa, höchstens fünfundsiebzig Jahre alt. Mit seinem vollen blonden Haar und dem roten Bart wirkte er wie ein Maler oder Bildhauer. Sein Wesen strahlte Ruhe und Menschenfreundlichkeit aus, aber das war wohl — Toni erfuhr es in diesem Augenblick — eine Fassade — nichts anderes als Maske. Er hatte ihn vor wenigen Tagen in einem Hinginger Café kennen gelernt, wo er hin und wieder nachmittags Schach zu spielen pflegte. Um gute Spieler versammelten sich „Liebste“, und Toni war ein ausgezeichnete Spieler. Nach einer beendeten Partie war einer der Liebste auf ihn zugegangen und hatte ihn um ein Spiel gebeten: Hölzl. So war die Bekanntschaft geschlossen worden.

„Hören Sie, Herr Lanz“, sagte der Schweizer und ging jetzt mit Toni einige Schritte über den Gang. „Sie waren bisher der Meinung, daß unser Bekannntwerden ganz zufällig zustande gekommen sei. Darin irren Sie sich. Abgesehen davon, daß heute abend im Café ohnehin mit Ihnen darüber gesprochen.“

„Sie wußten, wer ich war?“

„Ganz richtig. Ich hatte Sie schon vorher auf der Bühne gesehen, und zwar an jenem Abend, als Frau Haalström zum erstenmal auftrat. Nach der Vorstellung sagte sie mir dann, Sie seien der Sohn des Geheimrats Lanz.“

„Sie haben sich also — sozusagen — mit einer gewissen Absicht an mich herangemacht?“

Hölzl schüttelte lächelnd den Kopf. „Ganz so war es auch wieder nicht. Ich wollte mir wirklich einen Schachpartner suchen. Daß ich nun gerade Sie als solchen antraf, war mir nur angenehm. Bitte — und jetzt gehen Sie zu Frau Haalström! Sie wollten doch zu ihr, nicht wahr? Ich habe ihr von Ihnen erzählt; sie ist begierig, sich mit Ihnen über gewisse Dinge zu unterhalten. Und Sie werden von ihr manches hören, was Sie interessiert. Gehen wir uns heute abend noch?

Auf jeden Fall treffen Sie mich im Café!“ Hölzl ging rasch davon, anscheinend in strahlender Laune.

Toni sah ihm nach, wie er sich durch die Ballettmädchen drängte, die ihn neugierig musterten. Aber es wurde Zeit, wenn er noch mit der Haalström reden wollte. Wieder stand er vor ihrer Tür. Er klopfte, glaubte ein „Bitte!“ zu vernahmen und trat rasch ein.

Die Garderobe war nicht sehr geräumig. Delinde Haalström saß vor dem Spiegel, über dem eine Lampe brannte. Sie hatte einen Schminktisch in der Hand und wandte sich um. Ihr blauer Blick leuchtete auf. „Ah, der Herr Lanz!“

„Küh! die Hand!“ brummte Toni. Immer fühlte er sich vor dieser Frau wie ein Schulbub. Und er ärgerte sich darüber.

„Bitte, setzen Sie sich neben mich! Reizend, daß Sie kommen! Ich hab es fast erwartet. Ihr Bruder Michael wird Ihnen ja erzählt haben ... Warum haben Sie sich nicht? Haben Sie Angst vor mir?“ Sie lenzte. „Ja, der Michel — das sind so Geschichten!“

Er ließ sich auf der Kante des Hockers nieder. Jetzt sah er unmittelbar neben ihm, im Rahmen seiner Augen, lächelnd musterte sie ihn. Sie trug ein leichtes, helles und ziemlich kurzes Sommerkleid.

Es fiel ihm ein, daß er im nächsten Bild einige Walzerstücke mit ihr tanzen durfte. Wie schön sie war, diese Frau! Möglicherweise er zusammen. Sein Auftrag fiel ihm ein: Da waren seine Brüder — und dann Hölzl, Tengel, was hatte sie mit diesem Menschen zu schaffen?

Sie schmeichelte: „Was für ein böses Gesicht Sie machen können, Herr Lanz! Aber so waren Sie schon als Kind, mit sieben oder acht Jahren — ich erinnere mich recht gut daran. Wie oft haben Sie mich so angestarrt! Später kamen Sie dann noch öfter. Aber ich vergesse ganz, daß wir nur noch wenige Minuten haben. Ihr Bruder Hainer ist im Haus — zufällig hab ich ihn a'gehn, als ich durch den Vorhang schaute, und ich hab ihn sofort erkannt. Gar nicht verändert. Und eine blonde Dame war neben ihm, eine feine und hübsche Person. Ja, wie geht's ihm? Michel gab gestern so ausweichende Antworten.“

„Hainer geht's gut“, erwiderte Toni mürrisch. Seine Stimmung verdüsterte sich immer mehr. Hatte sie ihm nicht eben, mit voller Absicht, einen

Schlag verfehlt? Als Kind genannt ... Warum mußte sie ihm das sagen?

„Er soll sich als Maler einen Namen gemacht haben“, fuhr sie fort. „Sie schauen mir so auf den Mund! Hat ich das was?“ Die blinde in den Spiegel.

„Frau Haalström“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

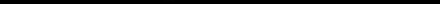
„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

„Er ist ein Maler“, sagte Toni rauh — endlich entschlossen, sich zuspäßen, „wer ist dieser Herr Hölzl?“ Ach traf ihn eben vor ihrer Tür.“

Der 43er kommt ins Faß - Hier wachsen die berühmtesten Weißweine Frankreichs - Ein Schimmelpilz verursacht die „Edeifäule“



ter R 891 an die

